

„Fusion hat uns viele, viele Türen geöffnet“

Auch mit 69 Jahren gehört der Amerikaner **Billy Cobham** noch zu den aufregendsten Drummern des Fusion-Jazz. Vor 40 Jahren erschien sein legendäres Soloalbum „Spectrum“. Vor einem Konzert in Bonn traf Ingo Baron den Künstler zum Gespräch.

Foto: Ingo Baron



Wenn man Billy Cobham heute fragt, was der Begriff „Fusion“ für ihn bedeutet, dann bekommt man folgende Antwort: „Es ist nach wie vor eine Kombination verschiedener Aspekte von Musik. Seinerzeit ging's vor allem darum, Rock und Jazz zusammenzubringen. Vieles geschah vielleicht sogar ohne Konzept, aber zweifelsohne als logische Konsequenz aus dem, was Miles Davis Mitte der sechziger Jahre machte – weit vor ‚Bitches Brew‘. Auf dem Album ‚E.S.P.‘ zum Beispiel gibt's das Stück ‚Eighty-One‘ und auf einmal diesen bestimmten Beat, den man bei den Weißen ‚Rock n' Roll‘ und bei den farbigen Musikern ‚Soul‘ beziehungsweise ‚Boogaloo‘ nannte. Das war Miles Davis' erste ‚Rockplatte‘, wenn du so willst. Wenn du Tony Williams diese Sachen spielen hörtest, dann hat er aus dem klassischen ‚spangalang‘ der Jazzler mit einem Mal etwas ganz anderes gemacht. So kam ein einzigartiger Groove in die Jazzmusik. Genau an diesem Punkt fing für mich Fusion an.“

Cobham ergänzt: „Der Jazz war und ist exzentrisch und sehr personenorientiert, und viele Alphas kämpften und kämpfen um denselben Platz an der Spitze. Die restlichen Einflüsse des Fusion kamen jedoch eher aus einer Musik, die jeder irgendwie nachvollziehen konnte. Hier traf der Intellekt auf den Massengeschmack, wenn man so will. Mit Fusion konntest du also buchstäblich die Leute bewegen, aber gleichzeitig eben auch alles Mögliche obendrauf setzen.“

Geboren wurde Billy Cobham in Panama, aufgewachsen ist er jedoch in New York. Seinen unverwechselbar explosiven Stil, seinen höchst individuellen Sound, sein untrügliches Gespür für den musikalischen Moment, für Spannungsbögen und nicht zuletzt seine atemberaubende Spieltechnik, die alle Gliedmaßen nahezu absolut gleichberechtigt verwendet, entwickelte Cobham in der dortigen Jazzszene – bis unter anderen seine Person mit aller Macht die Ära des Fusion, der damals (noch) Jazz-Rock hieß, einläutete.



Zur Person

William „Billy“ Cobham wurde 1944 in Panama-Stadt geboren. Bereits als Achtjähriger gibt er mit seinem Vater, einem Jazzpianisten, die ersten Konzerte, später besucht er Workshops von Thelonious Monk und Stan Getz. Von 1959 bis 1962 absolviert er ein Schlagzeugstudium in New York City. Drei Jahre spielt er in einer Band der US Army, danach entdeckt ihn der Pianist Horace Silver. Nach Anfängen in der Freejazz-Szene wendet er sich ab Ende der sechziger Jahre dem Fusionjazz zu, den er maßgeblich mitgestaltet.

Hierin bringt er Spielweisen und Techniken der Latin-Musik ein und entwickelt eine enorme Virtuosität am Schlagzeug. Gerne nutzt er dabei zwei Bassdrums, die so genannte Doublebassdrum, die auch einige Rocks Schlagzeuger verwenden. Cobham spielte mit Jazzgrößen wie Miles Davis, John McLaughlin und John Scofield, aber auch mit Rock- und Popstars wie Carlos Santana, Jack Bruce, Bob Weir (Grateful Dead) und Chaka Khan. Seit 2011 stellt er in der Billy Cobham School of Drums online Unterrichtsvideos auf Abonnementbasis zur Verfügung. Mit diesen können die Schüler üben und ihm anschließend ihre eigenen Videos zur Kommentierung zusenden.

Seine eigenen Kompositionen zu Beginn der siebziger Jahre – wie „Stratus“ und „Red Baron“ – sind mit ihren hypnotischen Grooves und diesen sprichwörtlichen, bis zum Bersten vollgestopften „Cobham-Fills“ noch heute eine der Messlatten für jeden Schlagzeuger. Und Billy Cobham schafft es auch in der Gegenwart immer wieder mit spielerischer Leichtigkeit und ungebrochener Energie, jeden Drummer Ehrfurcht zu lehren.

Neben dem von Miles Davis ist Cobhams Name untrennbar mit John McLaughlins legendärem Mahavishnu Orchestra verbunden: „Da ging es eher um eine kommunale, zeremonielle, sozusagen fast spirituelle Rhythmusauffassung. Das Schlagzeugspiel war auf eine gewisse Art sehr repetitiv. Gleichzeitig ging's um die Intensität deines Spiels, zum Beispiel auf der Snaredrum. Das Publikum konnte sich in diese Intensität leichter fallen lassen und einen Zugang zur Musik bekommen. Diese Mixtur ergab ein sehr attraktives ‚Paket‘ für Konzerte, die der Jazz dir so nicht geben konnte. Das hat der Rock den Jazz gelehrt. Aber: Das alles war gar nicht unbedingt beabsichtigt, sondern pasierte einfach, und war sicher auch nicht alles, was die Musiker zu bieten hatten, sondern nur ein Teil davon. Der Fusion hat uns viele, viele Türen geöffnet – auch zu einem Teil von unserer Persönlichkeit und der Art, wie man an gewisse Dinge herangegangen ist. Und: Auf diese Weise sind Hitalben entstanden. So viel ist sicher.“

Gerade Ende der sechziger, Anfang der siebziger Jahre gab es für all das, so Cobham, eine „Lücke – eine Notwendigkeit, sich weiterzubewegen“. Es existierten damals allein an der East Side in Manhattan rund 100 Clubs, die mit ihrem oft mehrwöchigen Programm dafür sorgten, dass „jeder alles schon mal gehört hatte. Das hatte viel mit der teilweise festgefahrenen Klassikszene gemeinsam. Es musste einfach etwas geändert werden, denn die Musiker wollten ja schließlich auch Geld verdienen. Für Jazz gab's da auch in dieser Hinsicht nicht immer große Chancen.“

CD-Tipps

Spectrum (1973); Warner CD 081227351922
Original Album Series (1973-1975);
Rhino/Warner 5 CD 081227969219
Stratus (1981); In-Akustik CD 4001985008131
Live in Leverkusen (2010); BHM/ZYX
CD 0880831079020 (auch als DVD erhältlich)

Termine

10.8. Blaubeuren, Sommerbühne am Blautopf
24.8. Judenburg (A), Jazz-Festival
30.10. Zürich (CH), JazzNoJazz-Festival



Vieles war also auch damals gar nicht so viel anders als heute? „Nein, eigentlich nicht – abgesehen davon vielleicht, dass man heute etwas smarter und geschäftstüchtiger geworden ist. Heutzutage sieht man sich neben seinem eigentlichen Musikerdasein mit all seinen spieltechnischen Herausforderungen selber stärker als damals als ein Produkt und möchte dieses Produkt an den Mann bringen. Damals hatte man als Musiker ganz andere Probleme – hier und da auch mit Drogen. Die wurden damals angeboten und von Leuten gekauft, die jedoch kein Geld dafür hatten. Also bekamen die Musiker ihren Stoff auf Kredit. Das alles hatte also viel mit einer Art Monopoly-Geld zu tun. Die Musiker mussten spielen – und waren natürlich dementsprechend fertig. So kam die dunkle, negative Seite in den Jazz. Das begann sich mit dem Fusion wieder zu öffnen. Dazu kam aber gleichzeitig, dass Festivals von Whiskey- oder Zigarettenherstellern gesponsert wurden. Das war nicht wirklich hilfreich.“

Deswegen haben sich viele Jazzer anders orientiert, zum Beispiel als Studio-musiker. „Irgendwann musste man den Preis für die unwirkliche Welt bezahlen, in der die Musiker zwischen Reisen – über 50 Wochen im Jahr und das über

viele, viele Jahre – und täglichen Gigs aus dem Songbook mit seinen 1.500 Nummern lebten. Das alles machte die Musiker auf der anderen Seite aber spielerisch sehr gut, und die Bands waren ‚tight‘ (zu Deutsch: straff). Heute ist es verdammt schwer geworden, eine feste Band zu haben: Heute hast du eher ein Konzept und musst dich darum kümmern, immer wieder neue Leute für dessen

Umsetzung zu finden. Ich weiß, wovon ich rede: In der Band Culture Mix hatte ich mittlerweile sechs oder sieben Pianisten. Es ist einfach eine Million Grammys wert, Leute zu haben, die deine Musik so spielen, wie du sie hören möchtest.“

Was kann Fusion heute noch entwickeln – nach alledem, was schon gemacht worden ist? „Es ist natürlich nicht mehr dasselbe wie früher, aber es gibt immer wieder Sachen, die du so noch nicht gehört hast. Vor allem der Smooth Jazz hat den Fusion heute, denke ich, sehr verändert. Fusion ist manchen heute auch zu kompliziert geworden und deswegen ein wenig an den Rand des Geschehens gedrängt. Man muss Fusion heute anders verkaufen. Das wiederum hat auch sehr viel mit den Medien und damit, welches Etikett sie draufkleben, zu tun. Diese Leute haben auch leider nicht immer den Durchblick. Bei mir hat man auch

schon mal Coverbilder vertauscht und einen anderen Drummer unter ‚The Best Of Billy Cobham‘ abgebildet (lacht). Es gibt viel Mist. Auf der anderen Seite ist das Niveau der Musiker heute viel höher. Hip-Hop und House spielen heute auch eine größere Rolle. Das alles ist Teil eines natürlichen Kreislaufs. Wir können schließlich nur aus dem schöpfen, was wir haben. Etwas wirklich Neues gibt es nicht.“

Wenn man an Billy Cobhams legendäre eigene Songs wie „Stratus“ oder „Red Baron“ denkt, dann stellt sich auch die Frage, wie viel davon improvisiert und wie viel ausnotiert ist: „Das Schreiben ist für mich ein sehr, sehr wichtiges Werkzeug. Etwa 90 Prozent meiner Musik sind ausnotiert. Heute ist jedoch das Hören – auch bei der Ausbildung von jungen Musikern – viel wichtiger geworden als das Lesen, was ich für eine Schande halte. Das Lesen ist schließlich ein so zentraler Aspekt von Musik. Heute geht es vielen nicht so sehr darum, als musikalische Persönlichkeit und als Rückgrat der Band wirklich besser zu werden, sondern eher darum, sich selbst darzustellen und, wenn überhaupt, nur kleine Aspekte von irgendetwas aufzunehmen. Das dominiert, füllt aber nun mal kein Konzertprogramm.“

Die Zukunft des Fusion liegt in den Händen dieser Leute, und darin liegt – neben der wirtschaftlichen Entwicklung – für Cobham die Schwierigkeit: „Heute wird nicht unbedingt die Entwicklung von musikalischen Geistern unterstützt. Aber gerade in den Künsten, und zwar egal in welchen, geht's doch genau darum. Ich hoffe, dass sich das alles wieder ein bisschen ändert.“ ■

„Wir können nur
aus dem schöpfen,
was wir haben.
Wirklich Neues
gibt es nicht“

Stichwort

Fill: Der Begriff Fill (zu Deutsch: Füllung) bezeichnet beim Schlagzeug Figuren, die Pausen während eines Stücks ausfüllen und/oder das Ende einer musikalischen Phrase signalisieren. Sie sind eine Art kleines Solo. Typische Fills sind zum Beispiel Wirbel auf der Snaredrum.